

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Edelmild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.

(7. Fortsetzung und Schluß von Seite 347.)

„Meine Gnädige,“ sagte Kallmann wieder vollkommen gefaßt, „geben Sie mir den Arm. Gehen wir hinein, damit man nicht aufmerksam werde.“

Die Hauptmännin nahm seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Um Gotteswillen, ich sage nie mehr etwas von jemand. Lassen Sie uns nur reinen Mund über den Vorfall halten.“

„Herr Oberstlieutenant,“ sagte Ottilie leise, ohne Alfred loszulassen, „sollte Mila mich darum so lieb haben?“

„Mein Kind!“ rief der greise Mann mit erstickter Stimme, wollte ihr beide Hände entgegenstrecken und murmelte: „Nein, sie kann die Hand nicht erfassen, die Hand nicht...“

„Doch!“ rief Ottilie ausbrechend, „doch! Sie ehren meine Mutter, Sie beweinen meinen Vater! Das andere war Verhängnis — ich verstehe nicht, welches und warum! Aber das verstehe ich, Sie haben ein großes Herz, und mein lieber Papa droben im Himmel wird es gern sehen, wenn ich Ihre Hand fasse.“

Ihre Händchen umspannten die Rechte des alten Offiziers. In seinen Bart rann eine Thräne. Alfred stand abgewandt, um seine Augen zu verhillen.

Doch draußen sagte Frau Marianne in heftiger Erregung: „Was ist's, Lothar, daß Sie mich mit Gewalt zurückhalten? Es geht da etwas vor. Es betrifft mich! Ich will die Wahrheit! Es betrifft mich?“

Er, bleich und verstört, flüsterte, stotterte, daß drinnen nichts vorgehe, daß im Gegenteil nur er selbst von einem plötzlichen Unwohlsein...

Marianne trat stolz und trotzig an ihm vorbei, riß die Thür auf, welche er wieder angelehnt, schritt über die Schwelle und — stand entgeistert. Sie sah den Mann, der ihren Gatten erschossen, und sah ihr Kind in dieses Mannes Armen!

Lehnen schrak auf. Lange und granvöll wurzelten ihre Blicke ineinander. Milde löste er Ottilie, die ihr Köpfchen an seine Brust geschmiegt, von sich, trat auf Frau Marianne und Lothar zu und sprach: „Ich habe in dieser Stunde mich mit dem Geist meines toten Kameraden versöhnt. Gönnen Sie mir den schmerzlichen Frieden, den die Hand Ihres teuren Kindes mir gegeben. Und für Sie, hochverehrte

Frau, alles Glück, welches das Schicksal nur für ein schmerzgeprüftes Leben zur Entschädigung ersinnen kann!“

Der grauhaarige Mann verneigte sich voll Ehrfurcht vor Marianne und ging hinaus.

„Ich habe gar nicht verstanden, was der abscheuliche Mensch eigentlich meinte. Aber das habe ich verstanden, daß deine Verteidiger sagten, du seiest die edelste Frau der Welt.“

Im Salon hatten inzwischen Kallmann und seine Dame den Hausherrn zurückgehalten, der jeden Augenblick sagte: „Wo nur Droste bleiben.“

Jetzt ließ er sich nicht mehr halten, denn er sah durch die Ritze der Portiere helle Gewänder. Er trat mit seinem vergnüglichen Gesicht aus den Falten des Stoffs hervor und rief: „Was sehe ich! Sie hier, Herr Professor... gnädige Frau... mein Gott, das Fräulein in Thränen!“

In diesem schrecklichen Augenblick, wo Lothar von Droste die Welt hätte zertrümmern mögen, weil sie der Heißgeliebten wehe gethan, in diesem Augenblick fand er Fassung, mit einem mechanischen Ausdruck des Bedauerns zu sagen: „Meine Nichte leidet an plötzlichen Nervositäten — ihr ist nicht wohl! Wir erwägen eben, ob wir uns nicht wieder zurückziehen sollen.“

„D da will ich doch gleich meine Frau...“ rief Dondorf mit gerungenen Händen.

„Nein, nein!“ sagte Droste hastig.

Mit einer Energie, deren Klarheit und Plötzlichkeit ihn selbst nachher noch oft in Erstaunen setzte, sprach hier der junge Gelehrte: „Herr Professor, bitte, lassen Sie sich nicht stören. Ich begleite die Damen eben heim — es sind nur wenige Schritte — und lehre dann, wenn es dem Fräulein besser gehen sollte, mit der gnädigen Frau zurück.“

Er dachte nicht daran, daß Marianne oder er selbst zurückkehren wollten oder würden; er wußte, daß es dem Professor eine Todesqual sein mußte, jetzt hier zu bleiben, aber er dachte, daß eben kein Mittel zu mühevoll sei, um bei Herrn Dondorf oder der Gesellschaft keinen Verdacht aufkommen zu lassen, daß sich hier im Borgemach irgend etwas abgespielt habe.

„Ja, ja,“ rief Dondorf, nur noch mühsam eine bedauerliche Miene festsaltend, denn an dem jungen Mädchen lag wenig, Frau von Droste aber und der junge Mann kehrten gewiß sogleich zurück, Droste selbst blieb — so entging ihm keiner seiner Gäste von Bedeutung. „Ja, ja — ich bitte,



Damenporträt. Eine Studie von Menzler. (Vgl. Seite 370.)
Nach einer Photographie aus dem Verlage der photographischen Union in München.

Ottilie warf sich an die Brust der Mutter. „Mama,“ rief sie, „o, wie schrecklich! Aber welcher Mann Lehnen ist und wie Alfred und er dich verteidigt haben. O, du hättest sie hören sollen.“ Marianne erbehte. „Also doch! doch!“

Die englischen Rasenballspiele.

III. Lawn-Tennis.*

Dieses in England neuerdings und aus schon angegebenen Gründen in so überraschender Weise in Aufnahme gekommene Spiel wird, wenn auch die dabei benutzten Bälle keine Federn haben, im wesentlichen nach dem Prinzip des Federballs betrieben. Indem es eine große Gewandtheit und schnelle Reflexfähigkeit des Auges und der Hand erfordert, gewährt es dem weiblichen Geschlechte eine ähnliche Übung wie das Fechten der männlichen Jugend. In England wird es mit Vorliebe von zwei oder vier Paaren, jedes derselben aus einer jungen Dame und einem männlichen Adjunkt bestehend, gespielt; es wird aber auch in der Weise technisch streng betrieben, daß mehrere Virtuosen in der Handhabung der Balkelle sogar Rundreisen machen und vor Tausenden von Zuschauern Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen. Lawn-Tennis ist das einfachste, aber zugleich die größte Übung voraussetzende der Rasenballspiele. An sich simpel, gewinnt es erst durch die Intensität des Betriebs Interesse. Sein Reiz beruht auf unermüdlicher Aufmerksamkeit. Es bildet eine Schule der Ausdauer und Charakterzähigkeit, so gut wie es dem Körper und

tend gefärbter Strick gezogen wird, dient nun dazu, das eingekreidete Gebiet in zwei gleich große Felder für die einander befehdenden Parteien zu teilen. Das Netz soll in der Mitte $\frac{3}{4}$, nach den Seiten hin $1\frac{1}{4}$ Meter über den Erdboden sich erheben und muß für die Bälle undurchlässig sein. Es wird über zwei außerhalb des Spielplatzes stehende Pfähle gespannt und am Erdboden eingepflockt. Über dieses Netz nun wird der Ball hin- und zurückgeschlagen, so daß er stets innerhalb des feindlichen Feldes zu Boden kommt. Jedes Mißlingen dieser all-einigen Aufgabe ist ein Fehler, der als stroke oder point der „Spielpartei“ gut gerechnet wird, oder falls diese selbst den Fehler beging, diese, ohne weiter gerechnet zu werden, vom Spiel bringt. Die andere Partei übernimmt dann den Aufschlag und zählt die von der Gegenpartei gemachten Fehler, bis ihr selbst wieder ein Accident passiert.

Etwas verwickelter wird das Spiel durch die Einteilung der Felder in vier Höfe, welche für das jedesmalige „Aufschenten“ zu Anfang und nach jedem Fehler, für die Stellung des Aufschenters maßgebend sind. Und diese Höfe werden ebenfalls durch Linien markiert. Der „Aufschenter“ wirft den Ball zuerst in die Luft und schlägt ihn dann über das Netz hinweg, so daß er innerhalb des diametral gegenüberliegenden Hofes oder Viertels des Feindes zur Erde gelangt. Als dann ist der Ball „im Gange“ und kann irgendwo innerhalb der äußeren Umfangslinien des gegnerischen Feldes zur Erde kommen. Ein auf die Grenzlinie fallender Ball gilt noch als korrekt. Wird endlich ein Fehler gemacht, so muß aufs neue aufgeschent, der Ball in Gang gebracht werden. Der „im Gange“ befindliche Ball kann aus der Luft — ohne zuvor die Erde berührt zu haben — zurückgeschlagen werden; kein Spieler darf aber das Netz berühren oder den Ball zurückschlagen, ehe derselbe das Netz überflogen hat. Auch darf niemand den Ball selbst, außer beim Aufschenten, mit der Hand oder mit der Kleidung, also anders als mit der Kelle berühren. Auch lawn-tennis ist in erster Linie ein Parteispiel, wobei die eine Seite ihre Innings oder hands in hat, die andere hands out. Jene werden nach Analogie des Cricketspiels server, diese striker genannt. Wir sagen „Spieler“ und „Gegner“. Wer zuerst als „Spieler“ eintritt, wird durch „toss-up“ entschieden, und dieselbe Prozedur entscheidet über die Wahl der Seite. Besteht jede Partei aus vier Personen, so übernimmt jede eines der vier „Felder“ (courts), besteht jede Partei nur aus zwei Personen, so nimmt die eine die beiden Felder rechts, die andere die links. Jeder Spieler muß aber auf jeder Stelle des Feldes zur Hand sein, falls ein Ungechid oder Accident den Partner verhindert, den Ball korrekt zu behandeln. Der „Spieler“, oder vielmehr der „Bedienende“ (server) hält in der einen Hand den Ball, in der anderen den Ballschläger. Er ruft „Achtung“ („play“) und bezeichnet den gegnerischen „Hof“, in welchen er den Ball schleudern will, und indem er den Ball in die Höhe wirft, schlägt er ihn mit dem Racket diagonal über das Netz weg, den „Gegnern“ zu. Der Ball muß das erstemal den Boden einmal — und nur einmal — berührt haben, später dagegen steht es beiden Parteien frei, ihn entweder im Fluge (per volly), oder nach einmaligem Berühren des Bodens beim Wiederaufprallen zurückzuschicken. Ebenso ist es nur beim „ersten“ Ball (service-ball) erforderlich, daß er von einem bestimmten Orte aus geworfen und in einen bestimmten Hof gelangen muß; jeder andere Ball ist „gut“, so lange er innerhalb der Grenzen des eingekreideten Gebietes zur Erde kommt. Die inneren Linien, die Aufschent- oder service-lines, haben im wesentlichen nur für den jedesmaligen service- oder ersten Ball Bedeutung. Der „Werfer“ (server) nimmt nämlich auf dieser seinen Stand, und zwar so, daß er einen Fuß oberhalb der inneren Quer- oder Wurf- linie, genau auf der sie durchschneidenden mittleren Längs- linie, den anderen unterhalb der Wurf- linie in einem der vom

Netz entfernteren, auch: „Basenhöfe“ hat. In neuerer Zeit wird der „erste“ Ball aber auch von der Grund- oder Basen- linie (base line) aus gemacht. Die „Spieler“ zählen einen Point, wenn der Gegner den „ersten“ Ball gleich im Fluge zurückschlägt, wenn er ferner irgend einen Ball so zurück- schlägt, daß derselbe entweder auf seiner Seite des Netzes oder außerhalb der Spielgrenzen den Boden berührt, wenn er dem Ball mehr als einen Schlag mit dem Racket versetzt, ihn mit irgend einem Körperteil oder Kleidungsstück berührt, ihn „fallen“ läßt, d. h. überhaupt nicht zurückschlägt, oder erst nachdem er mehr als einmal den Boden berührt hat. Die Spieler werden „aus“, wenn der „Werfer“ seinen Ball, nach- dem er ihn in die Höhe geworfen, mit dem Schläger nicht trifft oder ihn nicht in den von ihm annoncierten Hof schlen- dert, falls ihm dies auch nach einem zweiten Versuche nicht gelingt, und im übrigen in all' den Fällen, in welchen auch dem Gegner ein Fehler gerechnet werden würde. Das bloße Berühren des Scheideneetzes oder der Stangen ändert im übri-



den Sinnen Übung bietet. Auch bahnt es einen liebenswür- digen natürlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern an und hat hierin dem Croquetspiel fast völlig den Rang abgelassen. Eine Kenntnis desselben ist dieser großen Beliebtheit wegen jedermann unentbehrlich, der sich in England „unentbehrlich“ machen will, namentlich also auch den deutschen Gouvernanten.

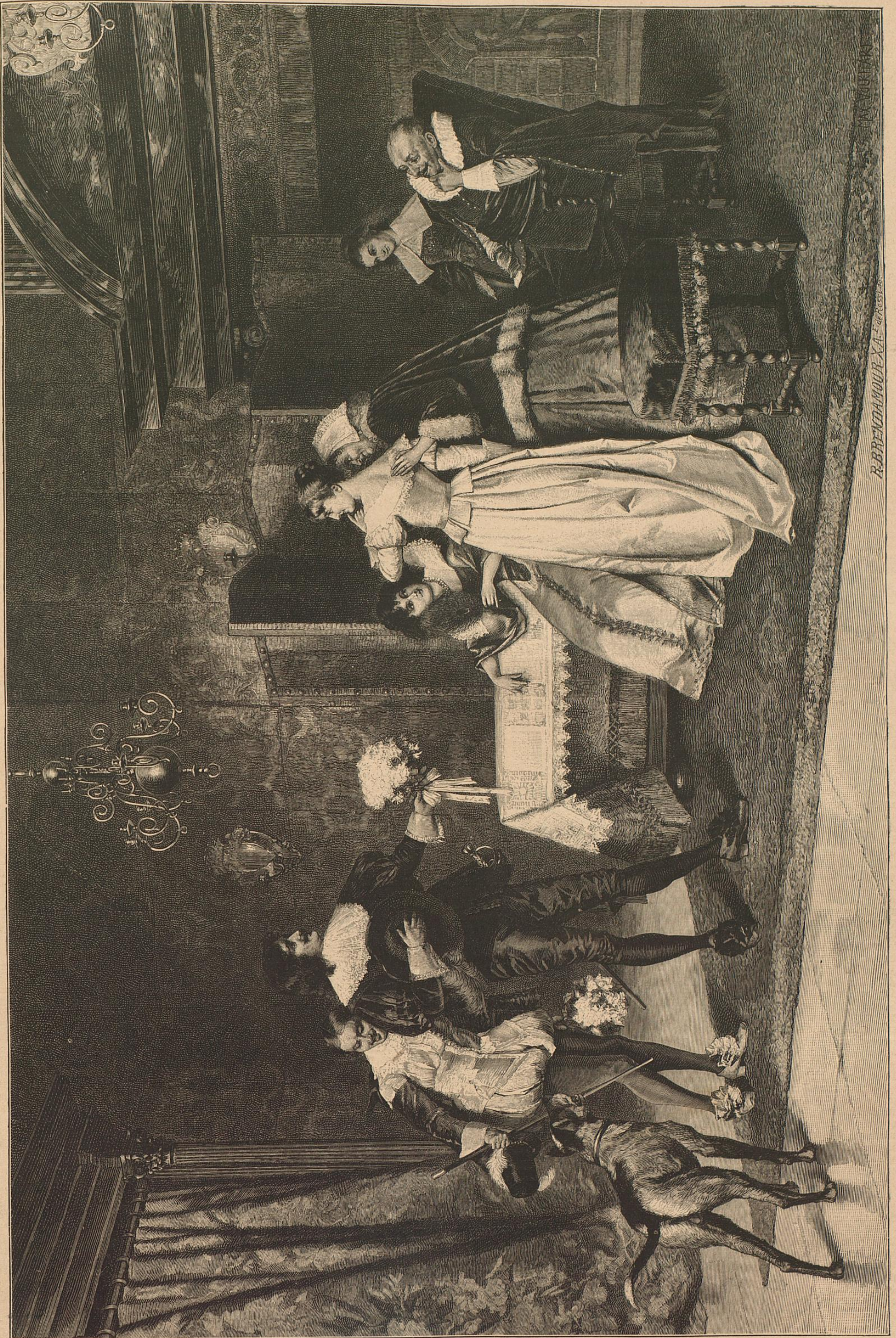
Der Name dieses Spiels ist aus dem französischen oder normännischen tenez (gleich: fange) entstanden, und als deutsche Benennung dürfte sich „Hof-“ oder „Netzball“ am meisten empfehlen.

Der Spielplatz wird in Form eines Rechtecks durch zwei Seiten- und zwei Grundlinien, welche mit dünnem Kreidebrei mittels eines breiten Maler- pinsels aufgetragen oder durch einen Rasenscheerer im Lawn (Gartengrasplatz) sichtbar gemacht werden, deutlich markiert, und da der Ball oft über die Grenze steigt, so muß noch rings um den Spielplatz freier Raum übrig bleiben. Die Länge desselben beträgt nach den Vor- schriften des All-England- Tennisclub 24, die Breite $8\frac{1}{2}$ Meter; bei drei oder vier Spielern erfährt diese aber in geeigneter Weise nach den beiden Enden des Rechtecks hin in ge- brochener oder schräger Li- nie eine Erweiterung auf 11 Meter. Die Bälle sind von Gummi und hohl. Sie haben 6—7 cm im Durchmesser und wiegen gegen 50 Centigramm; Haltbarkeit und Elastizität gewinnen sie durch Ein- nähen in dünnes Leder. Die Schläger (Rackets) gleichen den beim Feder- ballspiel gebräuchlichen, sind aber stärker und meist mit Darmsaiten bezogen. Ein Netz, bestehend aus grob- maschigem Fiset, durch dessen oberen Rand ein hellleuch-

gen nichts an der Korrektheit eines Balles. Und wenn einer der beiden Parteien einen „falschen“ Ball „aufnimmt“, oder auch nur den Versuch macht, einen „falschen“ Ball „anzuneh- men“, so wird der Ball dadurch „gut“. Diese letztere Regel behält selbst bei einem an sich fehlerhaft aufgeschentem „ersten“ oder service-ball ihre Gültigkeit. Und auch wenn der einmal angenommene Ball schließlich außerhalb der Spielgrenzen fällt, so zählt dies alles als ein „Fehler“ derjenigen Partei, welche nach dem Ball geschlagen hat, ohne ihn zu treffen. Man rechnet des besseren Ausdrucks wegen z. B. in England nach Zahlen, 15, 30, 40 und 50 für die vier Fehler. Auch versteht man sich wohl mit einer größeren Anzahl von Bällen und läßt dann die verfehlten Bälle im gegne- rischen Hofe als Zeugen der gemachten Points bis zum Ende der Partie liegen. Besser noch ist es, einen Schiedsrichter, der zugleich Rechnung führt, ins Spiel zu ziehen. Wenn beide Par- teien gleichzeitig eine gleiche Zahl von Points gewonnen haben, so „steht“ das Spiel, und der nächste Fehler wird der Spielpartei nur „for love“ oder als Vorteil ge- rechnet. Erst zwei hinter- einander gewonnene Bälle bringen in solchem Falle die Entscheidung. Sechs Spiele machen eine Partie, und nach jeder Partie wechseln die Spieler die Seiten. Vorzüglichstes Erfordernis für den Spieler ist es, daß er den Ball auf irgend eine Weise über das Netz zurück- schlägt. Die Unehre, einen Ball zu verfehlen, ist immer noch größer, als die Ehre, einen „feinen Ball“ gemacht zu haben. Auch sei der An- fänger davor gewarnt, den Ball stets im Fluge auf- fangen zu wollen; mancher Ball würde sonst über die Grenze gehen und dem Gegner als Fehler angerech- net werden.

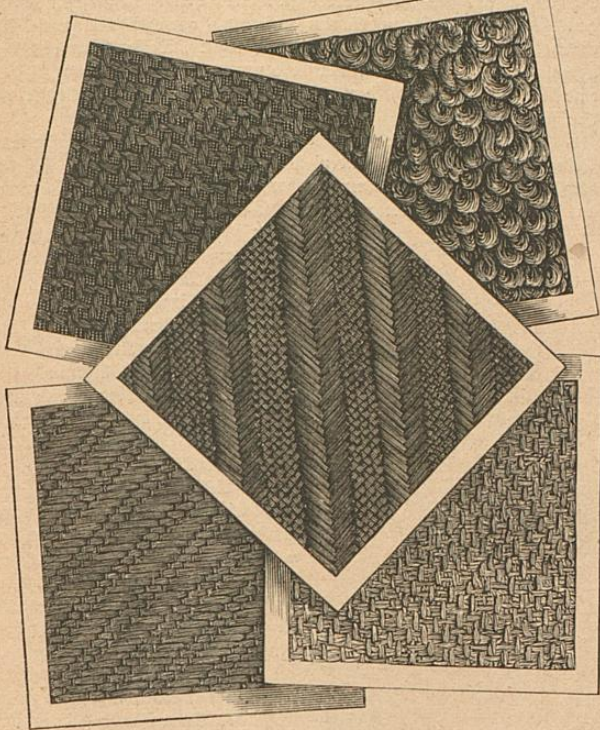


* Schluß-Artikel. Vergl. Cricket (S. 267) und Croquet (S. 310).



Die Grafenanten. Nach dem Originalgemälde von Max Volkhart. (Vgl. S. 376.)

Homedress, holyhead, Inverness, Cheviot écosais sind einzelne Namen der Gewebe, die in den Farben Braun, Grau, Marineblau, Schiefergrau, Granat, Flaschengrün und Kiefernbraun im Handel sind.



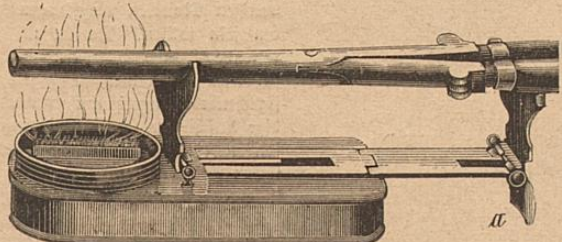
deutend Terrain gewinnen, oder wie eigentlich allfährlich nur den succès d'estime davontragen wird, wagt man heute noch nicht festzustellen.

Unter den Samengeweben finden sich auch Roben mit abgepaßten türkischen Bordüren wieder, die als Variante zu den oben erwähnten abgepaßten Roben mit Lockengalon anzusehen sind.

Bezugsquelle für Kostümstoffe und Schärpen, Tricottaille etc. Modebazar Gerson und das Warenhaus Lissauer, beide zu Berlin.

Wirtschaftsplaudereien.

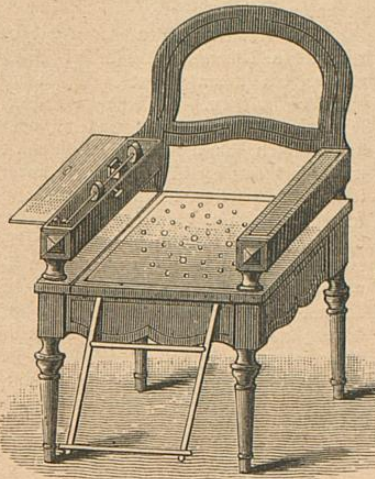
Patent-Brenn-Apparat zum Erhitzen der Haarbrennscheren. Der für die Reise und den Taschengebrauch empfehlenswerte Brennapparat nimmt, geschlossen, sehr wenig Raum ein.



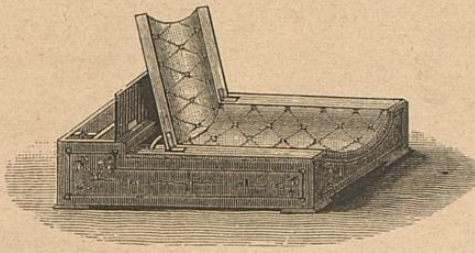
Die Zeichnung stellt den Apparat aufgefaltet und in Thätigkeit dar. Die beiden aufgerichteten Stege gestatten ein bequemes Nutzen selbst der größten Brennschere.

dem Schieber in den Apparat zurückgeschoben, beide Stege klappen dann ebenso selbstthätig zu, wie sie beim Herausziehen des Schiebers sich von selbst aufrichten.

Martinis Wagen für Erwachsene und für Kinder. Die zeitweilige Ermittlung des Körpergewichts wird neuerdings in vielen Krankheitsfällen als notwendig verlangt, ganz abgesehen hiervon ist es bei heranwachsenden Kindern und auch für Erwachsene von Interesse, von Zeit zu Zeit eine solche Kontrolle auszuführen.



Die Konstruktion derselben beruht auf einem Hebelsystem, sie ist also keine Federwaage, die mit der Zeit ungenau und unzuverlässig wird; die äußere Form ist die eines Sessels, der Sitz ist die Brücke und in der Armlehne befindet sich der Wagebalken mit Laufgewicht und Skala von 50 zu 50 Gramm und bis zu 200 Kilo; die Wage reicht also selbst für die schwersten Personen aus.



Wagebalken mit Laufgewicht und Skala von 50 zu 50 Gramm bis zu 25 Kilo; der Wagebalken befindet sich vorn in einem verschließbaren Kästchen. Eigentümlich ist die Brücke, welche muldenförmig und mit Rülleche zum Aufklappen von gleicher Form versehen ist.

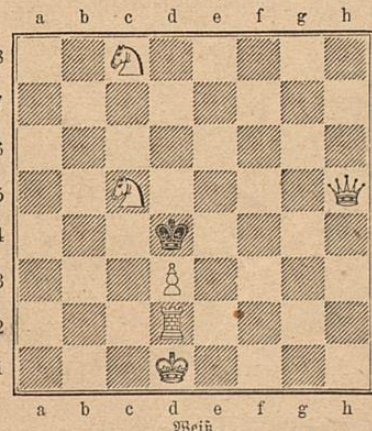
Universal-Petroleum-Laterne. Dieses vielseitig und zwar als Tisch-, Hänge-, Wand- und Handlaterne verwendbare Gerät ist elegant ausgestattet, besitzt den Vorzug absoluter Sturmsicherheit und eignet sich deshalb ganz vorzüglich zum Gebrauch im Freien (Gärten, Verandas, Balkons, Pluren, Korridors etc.).



seine Konstruktion bei einem Konsum von nur 2 Pf. Petroleum pro 6 Stunden ein mehr als 3 Kerzen ersetzendes intensives weißes Licht, ohne einen Hegeruch zu verbreiten oder zu rufen.

Schach.

Aufgabe Nr. 161. Von Duchateau. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 159 Seite 332.

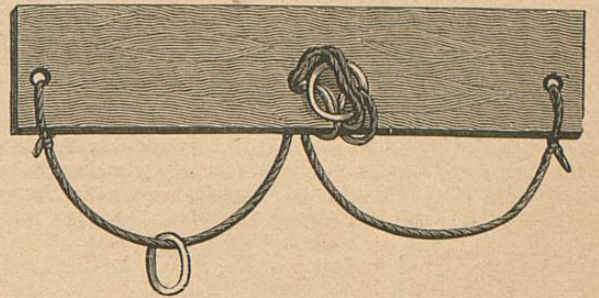
- 1. Le 7 - d 6. Schwarz. 1. Ke 4 n. f 5 oder e 6 n. f 5. Weiß. 2. D d 7 - h 7 oder S f 1 - d 2 matt. A. Weiß. 1. ... Schwarz. 1. Bellebig anders. Weiß. 2. D. T. S. oder L. matt.

Schach- und Spielkorrespondenz. Fräulein Auguste v. K. in Berlin. Der Unterhaltungsaufgabe Nr. 51, wie überhaupt allen fogenannten magischen Quadraten, liegt eine diophan-

tische Gleichung ersten Grades zu Grunde. Wenn das Quadrat neunfelderig ist, muß die Zahl auf dem Mittelfelde der dritte Teil der Reihensumme, also im vorliegenden Fall 5 sein.

Auflösung der Aufgabe Seite 332.

Man schiebt den einen Ring durch die kleine Mittelschlinge hindurch bis hinter das mittlere Loch, dann zieht man die Mittelschlinge nach rückwärts durch das Loch durch, schiebt den Ring weiter durch die entstandene Doppel-



schlinge hindurch, zieht dann die Schmur wieder zurück in ihre frühere Lage und der Ring wird mit Leichtigkeit vollends bis zu seinem Kameraden gelangen.

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 332.

Ob sich eine Rose ins Haar eignet zum Fest auf dem Nufenberg?

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 53.

Die neun Muses wollten in einer Angelegenheit, in der sie verschiedener Meinung waren, schließlich durch Abstimmung Entscheidung herbeiführen. Vor diesem Akte jedoch sollten besondere Beratungen von je drei Muses stattfinden und in keiner derselben durfte eine Muse mit einer andern mehr als einmal zusammen sein.

Wie viel solcher Kleeblattberatungen wurden gehalten und aus welchen Muses bestand jede einzelne?

Füllrätsel.

Grid for a word puzzle with letters: D a i n, F r u l, S i e r, B a e r, L u r n, E p u s.

Zu die leeren Felder des Quadrats sind zwölf Buchstaben so einzutragen, daß die wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben und daß die dritte senkrechte Reihe den Titel einer beliebigen Oper, die vierte senkrechte den Komponisten dieser Oper nennt.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. W. G. in R. Das Geheimmittel gegen Leichborne, Acetine genannt, besteht aus Essigsäure, die wohlfeiler in jeder Apotheke zu erhalten ist. Man muß bei ihrer Anwendung mit großer Vorsicht verfahren, da auch die gesunde Haut von der Säure angegriffen wird.

Verchiedenes. Schwärmende Abonnentin in Bamberg. Eine Charakterkizze der betr. Schriftstellerin zu bringen, ist bei unterm beschränkten Raume unmöglich. Die Adresse derselben ist: Fischenbrot bei Dresden, Gartenstr. 5. - H. H. Geeignete Wolle zum Epigentlöppeln erhalten Sie bei H. Veermann, Berlin, Gr. Friedrichstr. 59. - Frau W. - Br. Von Ernst Schmidt, verdientem Schulleiter und exprobtom Gesangslehrer in Wien, ist (soeben in 2. Aufl.) u. dem T. „Kiebergarten-Lieder“ (Wien, Verl. von Karl Graeser) eine vortreffliche Sammlung von neuen Gelegenheits-, Spiel- und Kofelieder für das zarte Kindesalter, zum Gebrauch in Schule und Familie erschienen, auf die wir Sie gerne aufmerksam machen.

Bezugsquellen:

Patent-Brennapparat und Universal-Petroleum-Laterne: Magazin von E. Cohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88. Martinis Wagen für Erwachsene und für Kinder, Wein, Böttger u. Co., Frankfurt a/M.

Schwarze Völker in Deutschland.

Die anthropologischen Ausstellungen sind in die Mode gekommen. Man begnügt sich nicht mehr, uns die Erzeugnisse des Bodens, der Kunst und der Industrie fremder Erdteile durch Importierung zugänglich zu machen, man bringt uns jetzt auch die Menschen und führt sie als lebende Schaustücke durch die Welt. Der eigenartige Zug unserer Zeit, der Zeit des Dampfes, der Elektrizität, der Schnellebigkeit und der Spekulation, kennzeichnet sich auch hier. Was unsere Phantasie bis vor kurzem zumeist nur erträumen durfte, was durch die Lektüre wissenschaftlicher Werke und sachmännischer Schilderungen dunkel in unsrer Vorstellung lebte, was uns ein Cooper in unseren Jugendtagen, ein Stanley, Nachtigall, Kholfs, Schweinfurth mit gereiztem Auge erblicken ließen, das steht jetzt plötzlich in seiner ganzen realen Fäglichkeit vor uns, bequem und — gefahrlos dürfen wir seine Nähe genießen, weil in Gestalt unternehmungslustiger Menagers die Spekulation sich als vermittelnder Faktor eingemischt hat und jene Völker des „dunkeln Erdteils“ zu uns herführt, die zu schauen und deren Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen bisher nur dem kühnen Forscherauge vergönnt war.

Speziell wir, die wir in der Reichshauptstadt wohnen, haben in den letzten zwei Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, von der Schaustellung farbiger Rassen zu profitieren. In beinahe ununterbrochener Folge lösten sich „Expedition“ auf Expedition — wie die Menagers mit Vorliebe zu sagen pflegen — ab und keine Farbennuance von der

rötlichbraun schillernden Bronze bis zum ebenholzgleichen Schwarz ist uns verloren gegangen. Die Rubier machten den Anfang. Ihr Erscheinen in Berlin bildete zur Zeit ein Ereignis, das die ganze Reichshauptstadt auf die Beine brachte. Zu Tausenden eilte man hinaus nach dem Zoologischen Garten, wo die braunen Gefellen mit ihren Gazellen, Antilopen und Kamelen Lager genommen hatten und wehe dem Armen, den der Eifer mitten hinein in das schier unentwirrbare menschliche Chaos getrieben hatte; eingekleidet in drangvoll fürchterliche Enge, durfte er froh sein, nach Stunden qualvoller Bedrängnis schließlich wieder die Bewegungsfreiheit seiner Gliedmaßen zurückgewonnen zu haben.

Den Rubiern folgten, wenn wir die verschiedenen Vertreter der rothhäutigen Stämme, welche in der Zwischenzeit erschienen, ausschneiden und bei den stammerwandten Rassen bleiben wollen, vor Jahresfrist die Singhalesen. Während die Rubier den Namen bekanntlich nach ihrem an altägyptischen Tempelruinen und sandigen Steppen reichen Lande führen, kamen die Singhalesen von der fruchtbaren Insel Ceylon, wo sie als eingeborene reine Rasse, nur etwa noch 8000 Köpfe stark, leben. Auch diesmal fand die Schaustellung reiche Befriedigung. Die kernig gewachsenen, bronzefarbenen, schlanken Gestalten der Männer mit ihren meist außerordentlich ausdrucksvollen Gesichtern, die kleinen beweglichen Frauen und die allerliebsten Babies zogen zur Besuchszeit wieder Tausende und Abertausende herbei, und da der „Aussteller“ diesmal auf den ingeniosen Gedanken verfallen war, mit der Schaustellung auch die Vorführung der Sitten und Gewohnheiten des fremden Stammes zu verbinden, Aufzüge und Aufführungen zu veranstalten, bei denen singhalesische Sängerinnen und Sänger, Tänzerinnen und

Tänzer Proben ihrer nationalen Kunst ablegten, so erhielt sich die Zugkraft unvermindert bis zum letzten Augenblick.

Die Singhalesen waren kaum vergessen, als im Panoptikum ein neuer, diesmal aus Südamerika importierter Stamm, die auf Gite eingesehene Araukaner einzogen. Diese den Patagoniern anthropologisch verwandten Wilden von dunkler Hautfarbe, erregten Aufsehen, weil fama ihnen den Ruf vorausschickte, daß ihre Großväter sich noch weiblich am Menschenfleisch ergötzt haben sollten. In der That konnten die schneigen Gestalten mit ihren abstoßend häßlichen Gesichtszügen, den ungewöhnlich stark aufgeworfenen Lippen und den langen straff herabhängenden Haaren gelinde Furcht erwecken. Aber auch nur erwecken. Denn sehr bald sah man, wie diesen dunkelfarbenen Epigonen der früheren Menschenfresser von der großväterlichen Sitte nicht nur nicht das Geringste mehr anhaftete, sondern daß sie auch von Europäern überlindeter Höflichkeit gar manches bereits profitiert hatten. So erschienen die erotischen Gäste eines Abends in durchaus moderner Kleidung in dem Kroll'schen Sommertablissement, und wenn man sah, wie sie sich hier unter der Führerschaft ihres Menagers zwischen das in dem herrlich erleuchteten Garten auf- und abwendende elegante Gestrümmel mischten und Passion nur für solche „Weissen“ an den Tag legten, die man in den Berliner Restaurants in „große“ und „kleine“ einteilt, so mußte auch der letzte Gedanke an ihre Gefährlichkeit dahinschwinden.

Von den Araukanern zu den Zulus, die uns eine veritable Prinzessin mit ihrem reizenden Prinzen mitbrachten und die das höchste Interesse der Berliner Anthropologen — Professor Virchow an ihrer Spitze — erregten, war wieder nur ein kleiner Schritt. Wenn wir darauf verzichten, näher auf diese außerordentlich interessanten Wilden einzugehen, die wohl am längsten von allen in den Mauern Berlins weilten und deren, aus dem Kriege mit England zur Genüge bekannte persönliche Kraft, Ausdauer und Mut sich in den muskulösen, man darf sagen herkulischen Erscheinungen deutlich ausdrückte, so geschieht dies, weil wir uns nun noch in Kürze denjenigen schwarzfarbigen Gestalten widmen wollen, welche der kundige Griffel Arthur Wanjuras in dem bestehenden trefflichen Bilde festgehalten hat und die unlängst erst in Berlin ihren Einzug gehalten hatten.

Aus Darfur, dem sogenannten Nigerrande kommend, gehören sie der Rasse der Somali-Neger an und als solche zählen sie schon deshalb zu den interessantesten farbigen Gästen, welche in Deutschland und speziell in Berlin gezeigt worden, weil sie als Ostafrikaner gewissermaßen Landsleute von uns, wenn auch im weitern Sinne des Wortes sind. Während die Zulus als ein von Haus aus kriegerisches Volk erscheinen, leben die Somali — wenn auch oft in Fehde unter sich — ruhig daheim auf ihren Prärien, treiben Viehzucht, Ackerbau und regen Küstenhandel. Von diesen stillen Künstlern des Friedens Zeugnis abzulegen, hatten sie allerdings während ihres Berliner Aufenthaltes keine Gelegenheit. Im Zoologischen Garten, wo sie gleich den Rubiern ihr Domizil aufgeschlagen, hatte man sie zwischen Antilopen- und Raubtierhaus untergebracht und das sagt genug. Von einer sonderlichen Intelligenz, wie dies bei den Zulus der Fall war, tritt bei den Somali nichts hervor. Auf den blau-schwarzen muskulösen Schultern ruht ein kleiner, von wolligem Haar bedeckter Kopf, aus dem ein Paar große schwarze Augen ziemlich apathisch in die Welt hinausblicken. Ein weißer, bis zu den in roten Lederschuhen stehenden Füßen herabreichender Rock giebt ihnen das Aussehen von französischen Kellnern, ein roter Fes oder eine weiße Kappe krönt das wollige Haupt. Dazu ist der Gesichtsausdruck stupid und häßlich. Die Züge sind breit, die Lippen überaus wulstig, das Weiß der Augen wie der Zähne hat einen gelblichen Glanz. Mit der Karawane, die aus einer Anzahl kräftiger Burschen von etwa 16—19 Jahren bestand, traf eine Anzahl Antilopen, Kamele und Strauße ein. Auf den letzteren gaben die Somali, wie unser Bild zeigt, Exercitien zum besten, bei denen sie nicht nur große Gewandtheit im Reiten, sondern auch außerordentliche Geschicklichkeit in der Dressur ihrer Strauße bewiesen, die, wie der Menager bemerkte, erst vor wenigen Monaten eingefangen worden sein sollten. Da sie außerdem reizende Pony-Wägelchen bei sich führten, in denen sie gegen entsprechendes Entgelt auch Andersfarbige kutschierten, so kam diesmal besonders die liebe Berliner Jugend zu ihrem Rechte und von ihr wird das Scheitern der schwarzen Menschenbrüder denn auch am meisten bedauert worden sein. Uns aber beschäftigt die Frage: Was wird nun kommen? G. Frhbg.



Die Expedition der Somali-Neger in Berlin. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.